

Abhandlungen.

Ueber geologische Bilder.

Von Dr. F. Unger.

Die raschen Fortschritte, welche die obgleich noch jugendliche Geologie in der kurzen Zeit ihres Bestehens machte, das Interesse, welches ihr reicher, weit und tief zurückblickender Inhalt allenthalben bei dem empfänglichen Publikum erregte, haben nunmehr auch der Kunst ein Feld eröffnet, das bisher so viel als nicht existirte oder nur versuchsweise betreten wurde. Es handelt sich dabei nicht um Gegenstände, deren sich die Historien-, die Landschaftsmalerei, das Genre u. s. w. bemächtigten, sondern um Darstellungen, die über alle historische Zeit und den gegenwärtigen Bestand der Dinge hinansreichen, wo nicht der Mensch mit seinem thatenreichen Leben oder sein Ideenkreis der Brennpunkt der Darstellung, sondern vielmehr die Schaubühne es ist, auf welcher seine Handlungen in der Folge zu spielen die Bestimmung haben. Wie sich diese Schaubühne nach und nach im Laufe nundenklicher Zeiten gestaltete, welche Adaptirungen vor sich gehen mussten, um endlich für seine Erscheinung eine passende und zugleich würdige Fölie zu geben, das ist es, was die Geologie nachzuweisen sich bemüht, und was auch für die Kunst als Gegenstand der Darstellung eben so dienlich sein kann, wie er selbst und seine Ideale, um die er sich bewegt.

Es hiesse wahrlich die Natur gering achten und ihren Einfluss auf die Existenz und die Ausbildung des Menschengeschlechtes ganz und gar verkennen, wenn man derselben nicht eine gewisse Einflussnahme in den Weltereignissen zugestehen wollte. Wenn der Landschaftsmaler bemüht ist, derselben Charakterbilder, bedeutungs-

volle Seenerien u. s. w. abzulauschen, so müssen ja eben solche Darstellungen, welche dem Jugendalter unsers Planeten angehören, oder welche Anschauungen von der Wiege der Menschheit geben, für uns wohl noch anziehender und anheimelnder werden.

Aber wie soll etwas Gegenstand künstlerischer Darstellung werden, was für unsere Sinnenwelt nicht mehr existirt, von dem wir auch keine historische Kunde haben, und von dessen Zuständen uns die Naturkunde selbst nur unsichere und vage Andeutungen zu geben im Stande ist? Das eben ist es ja, was die Wissenschaft und ihren Fortschritt kennzeichnet, dass sie uns fortwährend immer klarere und lichtvollere Vorstellungen über jene vorweltlichen Zustände erteilt, diese fort und fort zu erweitern sucht, und ihnen eine immer grössere Plasticität gibt.

Indem sie die historischen Ueberlieferungen der Erde, die Aufeinanderfolge ihrer Entwicklungszustände und Begebenheiten, die gewaltsameren Umwälzungen u. s. w. unmittelbar in dem von ihr angelegten Archive der Erdrinde aufsucht, hervorzieht und dazu verwerthet, um die gegenwärtigen Zustände an die Vergangenheit knüpfen zu können, schafft sie nothwendig für die darstellende Kunst ein nicht minder brauchbares Material, als die Archaeologie mit ihren Reliquien der Vorzeit. Sollen aus den nunmehr leserlich gemachten Urkunden der Erde, aus den Trümmern ihrer einstigen Thätigkeit, aus den Bruchstücken ihrer Physiognomie und des Gewandes, das ihren Leib in den verschiedenen Zeiten wie die wechselnde Mode bekleidete, nicht hinreichende Andeutungen hervorgehen, um daraus Charakterbilder aller Zeitfolgen entwerfen zu können?

Die Geologie fusst hauptsächlich auf Geognosie und Palaeontologie. Macht uns jene mit der Vertheilung des Festlandes und des Meeres, mit den Terrainverhältnissen und mit der Beschaffenheit der Gesteinsmasse vertraut, so führt uns die Palaeontologie in die verschiedenen Gestaltungen des organischen Lebens als gleichzeitige Attribute der veränderten Beschaffenheit der Unterlage ein. Da von diesem es besonders die Vegetation ist, die durch ihre Massenerscheinung und Ausdehnung am meisten zur Charakterisirung des Landschaftsbildes beiträgt, so ist auch von Seite der bildenden Kunst das meiste Gewicht auf die genaue Kenntniss der Vegetation zu legen. Ein geologisches Bild, welches uns in diese oder jene Periode der Erdentwicklung versetzt, muss seine Hauptzüge vorzugsweise der Pflanzenwelt entnehmen.

Aber eben hierin sieht es dermalen noch sehr misslich aus, da uns die Gewächse der Vorwelt meist nur in sehr unvollständigen Trümmern vorliegen, aus denen wir in einigen Fällen zwar auf den allgemeinen generellen Charakter zu schliessen vermögen, der in ihrem Ausdrücke liegt, nichts desto weniger aber ein Bild von ihrer specifischen Eigenthümlichkeit, ihrem habituellen Aussehen gibt. Bis auf eine gewisse Zeit zurück helfen uns zwar die Analogien mit bekannten Formen der Jetztwelt, da diese ja selbst nicht blos Spiegelbilder der Vorwelt, sondern Epigenen mit gleichen Anlagen und Entwicklungsformen darstellen; jedoch tiefer in die primitiven Zeiten hinein verlassen uns auch diese Analogien und wir stehen nur zu oft vor dermalen noch vollkommen unverstandenen Gliedern einer Formenkette, die wir nicht zu deuten vermögen. Nur mit Hilfe einer exorbitirenden Phantasie war es bisher möglich geworden, diesen seltsamen Trümmern irgend eine annehmbare Gestalt zu geben. *) Die Versuche, die bisher gemacht wurden, um uns aus jenen Zeiten der Erdentwicklung anschauliche Bilder zu Stande zu bringen, können daher nur für Erstlingsversuche gelten, und kann diesen selbst nur ein bedingter Werth zuerkannt werden.

Was se eben von der Vegetation gesagt ist, muss auch in gleichem Masse von der Thierwelt geltend gemacht werden, obgleich in diesem Bereiche organischer Wesen viel weniger genau skizzirte Bruchstücke schon genügen, um den Charakter und die Gestalt des Ganzen ziemlich richtig anzugeben. Dass hier nur von grösseren Thieren die Rede sein kann, die auf die Charakterisirung der Zeitperiode in künstlerischer Beziehung von Einfluss sind, versteht sich von selbst, obgleich auch Insectenschwärme, Muschelthiere an's Ufer geworfen, eben se bezeichnend für dieselben sein können, wie grosse Amphibien und Säugethiere n. s. w.

Ganz anders verhält sich aber die Sache, wo wir uns in der Darstellung den gegenwärtig bestehenden Formen annähern. Hier steht uns in den meisten Fällen die Analogie hilfreich zur Seite, und wir bedürfen als Pflanzenkemer oft nur einer Frucht, ja selbst in einzelnen Fällen eines Blattes, um uns daraus die ganze Pflanze completiren zu können; eben so ist für den Zoologen ein Stück des Schädels, ja oft schon ein Zahn hinreichend, um aus ihnen die Gestalt des ganzen Thieres bestimmen zu können.

*) Ich erinnere hier an die Darstellung der Uebergangsperiode meiner vorweltlichen Bilder.

Ein geologisches Bild aus den jüngern Perioden ist daher um Vieles leichter wahrheitgemäss zu componiren, und zwar um so leichter, als wir uns den Zeitabschnitten der Gegenwart nähern, von der uns bereits malerische Darstellungen aus allen Theilen und Zonen der Erde zu Gebote stehen.

Nach diesen Principien hat nun ein Künstler ersten Ranges, Herr J. Selleny, ein Bild aus der jüngsten Miocenzeit dargestellt, wozu die Wissenschaft allerdings geeignotere Anhaltspunkte zu geben im Stande war, als bei vielen anderen Vorwürfen, die man bisher bildlich zu fassen versuchte.

Es stellt dasselbe eine Scenerie vor, welche sich in Attica (Griechenland), nachdem bereits das ägäische Meer seine Küsten bespülte, zugetragen hat. Wir wollen zuerst vom naturhistorischen Standpunkte in die Darstellung etwas näher eingehen.

Es sind die am Fusse des Pentelikon bei Pikermi aufgefundenen Knochenreste verschiedener Thiere einerseits und die bei Kumi auf der nahen Insel Euboea aus den Gesteinsschichten hervorgezogenen Pflanzenreste andererseits, welche die nöthigen Anhaltspunkte geben, um daraus die Thier- und Pflanzenwelt der darzustellenden geologischen Periode entsprechend zu charakterisiren. Die Pflanzenreste gehören zwar einer tieferen Schichte, daher einer früheren Zeitperiode an, als die Thierreste, die über dieselbe gelagert erscheinen, doch ist mit Grund anzunehmen, dass dieselbe Vegetation ihrem Hauptcharakter nach doch fort dauerte, zur Zeit, als die Thiere lebten, die in den darauf folgenden Gesteinsschichten begraben wurden. Beide tragen in vielen ihrer Einzelheiten eine gewisse Uebereinstimmung, die sich darin manifestirt, dass ihnen Merkmale eines südafrikanischen Charakters zukommen, indem sowohl Thiere als Pflanzen in den gegenwärtig dort einheimischen Pflanzen und Thieren ihre nächsten Verwandten zeigen. Es spricht diess nicht nur für den Zusammenhang, den die beiden nmmehr getrennten Welttheile über das Mittelmeer hatten, sondern deutet darauf hin, dass die gegenwärtige Flora und Fauna von Nordafrika, die übrigens mit der von Südenropa ausserordentlich viel Gemeinschaftliches zeigt, damals sich noch nicht als Besonderheit von dem allgemeinen bis zum Cap reichenden Typus der Flora und Fauna schied. Dabei darf man aber nicht übersehen, dass es keineswegs dieselben Pflanzen- und Thierarten von Südafrika gewesen sind, die zu jener Periode auch über Europa ausgebreitet

waren, sondern nur ähnliche, verwandte Formen, von welchen die gegenwärtig daselbst lebenden Arten ihre Abstammung fanden. Merkwürdig ist es jedoch, dass, ungeachtet diese südlichen Typen auf ein bei weitem wärmeres Klima hinweisen, es doch zu selber Zeit nicht an solchen Formen fehlte, die unserem gemässigten Klima eigen sind.

Wir werden daher in Bezug auf die Vegetation ausser den südafrikanischen Gattungen *Cussonia*, *Royena*, *Grevillea*, *Myrica*, *Celastrus*, *Rhynchosia*, *Acacia* u. s. w. auch *Pinus*-Arten, die californische *Sequoia*, mehreren Eichenarten u. s. w. von entschieden süd-europäischem und hochmexikanischem Charakter bunt durch einander verwoben begegnen, und der Pflanzendecke dadurch das für diese Zeitperiode eigenthümliche Gepräge aufdrücken sehen. Entsprechend werden sich diesem Vegetationskleide auch die Giraffen (*Camelopardalis attica* Gaud. & Lart.), das demselben verwandte gigantische *Helladotherium* und die zahlreichen Antilopengattungen neben den Einhufern (*Hipparion*), den Dickhäutern und Rüsselthieren (*Rhinoceros*, *Leptodon*, *Mastodon*, *Dinotherium*) fügen, und sich theils auf den begrasteten Flecken herumtummeln oder in das Dickicht der Wälder zu verbergen suchen. Es wird auch hier einem allgemeinen Gesetze zufolge, der übermässigen Vermehrung der Gras- und Pflanzenfresser Schrauben zu setzen, nicht an Raubthieren fehlen, die an zahlreichen Viverriden, dem scharfzähni gen *Machairodus*, den Hyaciden und Feliden ihre Vertretung fanden.

Der Künstler hatte für seine Darstellung daher eine grosse Auswahl theilweise bekannter Gegenstände und konnte das Passendste davon für sein Charakterbild benützen; er hat auch wohl gethan, keine Musterkarte dieses organischen Lebens zu geben, sondern mit weiser Sparsamkeit das besonders hervorgesucht, was ihm für den Totalcindruck am geeignetsten erschien, und dem Bilde den Charakter eines Weltgemäldes aufzudrücken im Stande war.

Um jedoch den Ausdruck einer Begebenheit in dasselbe zu legen und daher das Interesse des Beschauers zu fesseln, hat der Künstler es nicht unterlassen, auch die Ursache dieser Vereinigung und Anhäufung als einen geologischen Vorgang zur Anschauung zu bringen.

Aus den seltsamen Anhäufungen so zahlreicher Knochen auf einer kleinen Strecke des Gesteines, die offenbar aus den nahen Höhen des Pentelikon durch ein gewaltiges Naturereigniss mit dem

in ihr eingebetteten Material zusammengeschwemmt erscheinen, lässt sich mit Grund annehmen, dass alle diese Thiere in grosser Anzahl auf dem Pentelikon lebten. Unmöglich konnte dieses keineswegs ausgedehnte Gebirge für so zahlreiche Heerden von Antilopen und anderen Pflanzenfressern hinlängliche Nahrung dargeboten haben, wenn man auch annehmen würde, dass die Vegetation von der Ueppigkeit eines tropischen Urwaldes gewesen wäre. Es setzt vielmehr voraus, dass diese Thiere sammt und sonders dahin gedrängt wurden, und auf diesem Zufluchtsorte nur kümmerlich ihr Leben zu fristen im Stande waren.

Welche Umstände, fragt sich nun, haben jene Versetzung der Heerden herbeigeführt? Diese Frage hat die Geologie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in so ferne gelöset, als sie die weiten Strecken des Raumes zwischen Griechenland und Kleinasien für jene grasreichen Ebenen erklärte, aus welchen durch Versenkung und darauf erfolgten Einbruch des Meeres eben jene Thiere vertrieben wurden und im griechischen noch übrig gebliebenen Festlande Schutz und Nahrung fanden. Dass die Stelle des ägäischen Meeres ein Festland mit zerstreuten Landseen und Bergzügen einnahm, darüber geben die geognostischen Verhältnisse an der Ost- und Westgrenze des Meeres in Kleinasien und Griechenland ziemlich genügenden Aufschluss. Sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite finden sich noch in grösserer und kleinerer Ausdehnung jene Ablagerungen, die meist in jenen Süsswasserseen vor sich gingen, und die uns eben, wie bei Kumi und an anderen Punkten, über die damalige Vegetation Aufschluss geben, welche die Seen umsäumte und sich über das ganze Hügelland verbreitete. Während nun dasselbe bis auf die Spitzen seiner Berge — die jetzigen Sporaden und Cycladen — unter das Niveau des Mittelmeeres versank, suchte sich die darauf befindliche Thierwelt, so gut es ging, zu retten. Ein Kampf um die Existenz trat nun unter den auf einen verhältnissmässig kleinen Raum zusammengedrängten Thieren ein. Viele verendeten aus Mangel an Nahrung, andere wurden eine Beute der Raubthiere.

Diesen Zustand schildert nun das Gemälde auf eine sehr anschauliche und lebhafte Weise, indem es uns auf den Schauplatz dieses Kampfes versetzt. Wir stehen auf einem der Vorberge des Pentelikon, der uns eine weite Fernsicht auf die schroffe Küste Attikas gewährt. Diese Felsmauern sind es, die dem Eindringen

des offenen Meeres ihr „bis hierher und nicht weiter“ entgegensetzten. Ein grasiger Abhang, der sich rechts in eine tiefe Schlucht verliert, bildet einen von Bäumen und Sträuchern freien Mittelgrund, auf dem Gazellen und Antilopen weiden, und das mächtige Helladotherium sich an dem Laubwerk der zartblättrigen Acacien letzt. Mit Hilfe seines langen Halses hat es die unteren Aeste dieser Bäume bereits ihres Schmuckes beraubt und ihnen ein verstümmeltes Aussehen gegeben. Ein dichter Urwald bedeckt nah und fern die Höhen, aus welchen nur hie und da gewaltige Gneismassen wie zufällig zerstreute Blöcke himmelanstürmender Giganten hervortreten. Der Wald, von sehr gemischten Holzarten zusammengesetzt, lässt vorne deutlich die nunmehr ausgestorbene Pinie (*Pinus holothana* Ung.) mit ihren faustgrossen Zapfen, sowie die kräftige Mittelmeereiche (*Quercus mediterranea* Ung.) erkennen, an deren Dickicht sich die Sequoien (*Sequoia Langsdorfi* Brong. sp.) mit ihren schlanken Wipfeln emporschwingen. Ein Stranchwerk von Grevilleen-, Royeen-, Myricen- und Celastrus-Arten, nunmehr dem europäischen Boden fremd, bildet das Unterholz und umsäumt in malerischer Verschlingung die nackten Felsen bis zum Vordergrunde hin.

Nicht tropische Ueppigkeit, wohl aber die Behäbigkeit längst erworbenen Besitzthumes, der es weder an Sonnenschein noch an Regen fehlte, gibt der Pflanzendecke einen eigenen Ausdruck und spricht trotz des mageren, unebenen und zerrissenen Bodens und der geringen Hülle des verwitterten Gesteines für ihre Prosperität.

Was wir hier vor uns sehen, ist kein Land der Erde, das wir kennen. Zwar macht uns die Waldvegetation glauben, dass wir uns in Europa oder auf einem Landstrich des gemässigten Klimas befinden, doch befremdet uns das Stranchwerk und noch mehr tritt dieser Anschauung die Staffage entgegen, die uns einerseits nach Süd-Afrika geleitet, anderseits uns völlig aus der Gegenwart in eine Zeit anderen Bestandes versetzt, kurz, uns errathen lässt, dass wir hier vor den Coulissen stehen, die dem Drama einer früheren Erdperiode angehören.

Würde uns auch das schon genügen, um uns in eine vor unberechenbarer Zeit bestandene Landschaft einzuführen und uns die Vergangenheit mit einem Zauberschlage zur Gegenwart zu machen, so hat doch der Künstler es nicht ausser Acht gelassen, in den mehr oder weniger abgestorbenen Riesenleib dadurch neues

Leben zu bringen, indem er ein zwar vorübergehendes, aber sehr ausdrucksvolles Naturereigniss, das geologischerseits gewissermassen auch im Zusammenhang mit dem Gauzen steht, herbeiruft.

Durch ein heranziehendes Gewitter, das den grössten Theil des Firmamentes mit seinem Tod und Verderben bringenden schwarzen Mantel bedeckt, durch welchen unheimliche Blitze zucken, ist die Einleitung zu einem furchtbaren Orkan gegeben. Bereits hat der Sturm links eine Eiche auf die Seite gedrückt, eine andere rechts unmittelbar über der Wurzel abgebrochen, und in der Ferne eine Schaar Vögel wie Spreu in die Luft aufgewirbelt. Hier sucht die Windsbrant schwanke Stämmchen vergebens zu knicken, dort wühlt sie das Meer auf, und es gelingt ihr, die Wellen an die Klippen zu treiben, um sie mit Wuth zu zerschellen. Noch mehr wird das Unheimliche und Angstvolle durch die Lichtvertheilung erhöht; während ein Theil der Gegend im dichten Wolkenschatten nur durch die Glut des Blitzes im infernalischen Feuer sichtbar wird, fällt auf einen anderen Theil derselben ein durch einen Wolkenriss hervortretender fahler Lichtstrahl, und gibt ihr ein geisterbleiches Aussehen. Mitten auf den Grasabhang quillt allein das volle Antlitz der Sonne und beleuchtet die Scenerie der Grasfresser, ihrer ermatteten und verhungerten Individuen, um die sich bereits Aasgeier und andere Vögel versammeln. Ein Stück davon hat ein Trupp bentelustiger Hyänen erjagt und in einen Felswinkel geschleppt, wo sie es unbekümmert um Sturm und Aufruhr gierig zerfleischen. Scheu haben sich nur die zierlichen Hipparion, Ur- ahnen unseres Pferdes, im Schatten des Gestrüppes zu verbergen gesucht, aber auch sie hat der Tod ereilt und ihre Leichname mit anderen Hunderten durch die angeschwellenen Regenfluthen ins Thal hinab geführt.

Und so ist der Todestag für ein reiches Leben der jüngsten Vorzeit mit eben denselben Mitteln von der Natur bewerkstelligt worden, mit denen sie bald vernichtend auftritt, bald ihre Gräber anfüllt und diese mit Leichensteinen für die Nachwelt ziert.

Unter den zahlreichen während dieser Katastrophe begrabenen Wesen haben wir bisher nur eines nicht erwähnt — den pentelischen Affen (*Mesopithecus Pentelici* Wagn.), ein wichtiges und wie es scheint nothwendiges Glied der damals über das südliche Europa verbreiteten Thierwelt. Das Bild lässt ein Pärchen derselben in der umgestürzten Eiche Schutz suchen, wo es ungestört

seinen Nahrungsbedürfnissen nachkommt. Aber dieses Wesen denkt nicht, es ahnt nicht, was um dasselbe vor sich geht; die Natur ist ihm nur Mittel seiner leiblichen Existenz. Das Wesen, welches sich selbst Zweck ist, fehlt noch, obgleich es durch jenes vorbereitet und vorgebildet ist. Aber eben dadurch wird das Bild zu einem rein geologischen Bilde.

Doch — sollte der Mensch und seine ursprüngliche Erscheinung fern von aller staatlichen Verbindung auf der Schwelle des Culturlebens nicht auch Gegenstand eines geologischen Bildes sein? Auch dieser Anforderung der modernen Kunst hat Herr J. Selleny durch eine vortreffliche Composition, wozu ihm sowohl die Naturwissenschaft als die Alterthumskunde Behelfe an die Hand gab, Genüge geleistet.

Allerdings ist zwischen der jüngeren Tertiärepoche und dem Diluvium, dessen obere Absätze zuerst Spuren menschlichen Daseins auf der Erde enthalten, noch eine gewaltige Kluft, die noch keineswegs durch die Beobachtung ausgefüllt ist. Es bleibt uns daher, wenn wir uns ein Bild der Erstlingszustände des Menschengeschlechtes machen wollen, nichts übrig, als uns in jene Zustände zu versetzen, wo derselbe bereits mit Steinwerkzeugen und Waffen versehen, frei, an keine Wohnsitze gefesselt, herumschweift und seine Nahrungsbedürfnisse durch die Jagdbente befriediget. Wir sehen den Menschen hier auf Thiere jagen, von denen dormalen mehrere nicht mehr existiren, und die sich weit mehr an jene der Tertiärepoche, als an die der Jetztwelt anschliessen. Aus dem Pflanzenreiche wird ihm nur in wenigen Baumfrüchten und Wurzeln spärliche Nahrung zu Theil; einen Anbau der Gewächse, ihre zum Zwecke der Befriedigung des Gaumens eingeleitete Veredlung, kennt er noch nicht.

Wie dieser Zustand entstanden, woraus er hervorgegangen, wissen wir noch nicht; eben so wenig ist es uns bekannt, wie derselbe mit den ersten Anfängen des Familienlebens im Zusammenhange steht. So weit wir durch detaillirtere geologische Untersuchungen auf dem Terraine der jüngsten Ablagerungen von Geröll-, Sand- und Thonmassen mit menschlichen Ueberresten bekannt geworden sind, stellt uns dieser Zustand den Menschen bereits im Familien- und Stammesband vereinigt dar. Die wichtigsten Behelfe

dieser Art geben die Erforschungen von Höhlen, besonders jener des südwestlichen Frankreich, welche demselben weniger zum Wohnsitze oder Aufenthalte, als für eine Niederlage und Ruhestätte seiner hervorragenden abgestorbenen Familienglieder dienten.

Diess setzt jedoch schon einen nicht unbedeutenden Grad von Cultur voraus. Der Todtencultus ist ohne Ideen über Zweck und Bestimmung des Menschen, und diese ohne Ausbildung der Sprache über die ersten phonetischen Uranfänge nicht denkbar.

Von dieser Ansicht ausgehend und mit Berücksichtigung der Sitten noch gegenwärtig in primitivem Zustande lebender Völkerschaften hat Herr J. Selleny in einem Bilde, das man wohl die Darstellung eines „Todtenmahles der Urbewohner Europas zur Steinzeit“ nennen könnte, ein würdiges Pendant zu dem vorigen geologischen Bilde geschaffen. Es führt uns dasselbe in eine Zeit zurück, die über alle geschichtlichen Anfänge hinaus ist, in eine Zeit, wo die Spaltungs- und Erosionsthäler noch keine ebenen Flächen darstellten, sondern erst von Gerölle, Sand und Lehm erfüllt werden.

Die gehobenen und bei der Hebung geborstenen Gebirgsgesteine sind noch ungeschlachtet, massenhaft und eckig, der Boden mehr oder minder steil abgestuft.

Wir stehen hier vor einer natürlichen Grotte, deren Eingang von einem Bollwerke zusammengestürzter Felsmassen geschützt ist. Wilde Dornbüsche und mächtige Epheuranken klimmen die Felswand hinan, deren Hintergrund von dem dunkelnden Laubwerk kräftiger Eichen und Buchen bedeckt ist. Die Steineiche (*Quercus Ilex*), die Ballote (*Quercus Ballota* Desf.), sowie Haselgesträuch (*Corylus Avellana*) decken in üppiger Ausbreitung die nahe und ferne Landschaft.

Ein regenschwangerer Himmel lastet über die öde durch kein Ackerland erheiterte Gegend.

Wir fühlen uns in die südliche Hälfte Europa's zur Zeit des jüngeren Diluviums versetzt.

Die Versammlung einer grossen Anzahl Menschen verschiedenen Alters und Geschlechtes ist mit der Ausschmückung einer Leiche, die eben in der Höhle beigesetzt werden soll, beschäftigt und feiert bei dieser Gelegenheit ein Todtenmahl.

Das von der Jagdbeute lebende Volk hat ein Rhinoceros (*Rhinoceros tichorhinus* Cuv.) in einer Fallgrube gefangen und mit

Steinwürfen getödtet. Es wird nun mit Steinmessern, den einzigen damals vorhandenen Schneidwerkzeugen, zerlegt und die Fleischstücke werden auf dem improvisirten Herde gebraten. Einzelne auf Thierhäuten gelagerte Gruppen von Urmenschen sind mit der Consumtion beschäftigt oder erwarten ihren Theil. Weiber mit Lederkörben bedienen die Männer. Eine andere Gruppe von Weibern ist beschäftigt, die gesammelten Haselnüsse und Eicheln, die zum Nachtische dienen sollen, am nahen Quell zu reinigen.

Noch immer kommen einzelne Männer in ihrer Bewaffnung mit Speer und Schleuder heran und werden durch einen auf der Warte eines abgedorrten Baumes stehenden Herold durch Hornsignale zusammengerufen, eine Weise, die noch jetzt bei wilden Völkern üblich ist, welche zu gleichem Zwecke dort und da an erhabenen Orten stehende Bäume durch Anbrennen tödten.

Der kleine ebene Raum vor der Höhle ist durch verflochtenes Pfahlwerk vor dem Eindringen wilder, fleischfressender Thiere geschützt, unter denen die Höhlenhyänen (*Hyaena spelaea*) sich am liebsten einstellen, um Nachlese von den Ueberbleibseln des Mahles zu halten. Auch die herbeigeflogenen Raubvögel scheinen noch in ganz friedlichem Verkehre mit den Menschen zu stehen.

Noch findet sich weder Rind noch Schaf als Genosse des Menschen; doch hat sich das Jagdvolk bereits den Hund als treuen Gefährten, der ihm von nun an auf der Ferso folgt, erzogen.

Wir sehen ferner aus einigen anderen Beigaben des Bildes, welche Säugethiere bereits Zeitgenossen des Menschen waren und auf deren Dasein er zum Theil seine Existenz gründete. Vor Allem ist der Urochse (*Bos primigenius*) zu nennen, dessen Jagd ohne Zweifel die ergiebigste und beste Ausbeute gab. Wir bemerken die von Wind und Wetter gebleichten Schädel dieser Thiere als Schreckbilder auf den Pfählen des Schutzzaunes. Ein Gleiches gilt von den Geweihen des Elen (*Cervus Alces*) über dem Eingange der Grotte; überdies erkennen wir noch auf dem Boden liegend Geweihe des Edelhirschen (*Cervus Elaphus*) und über der Bahre die Haut eines Wildschweines, auf die der Todte gebettet wurde, wahrscheinlich weil er ein trefflicher Jäger dieser Thiere, ein Vorbild des Bezwingers des orymanthischen Ebers war.

Der Höhlenbär (*Ursus spelaeus*), als ehemaliger Zeitgenosse des Menschen, gibt sich nur in den Eckzähnen zu erkennen, womit sich vorzüglich die Weiber schmückten; ihre Hals- und Armbänder

wurden aber auch aus durchbohrten Muschelfragmenten, wie noch jetzt bei den Südsee-Insulanern (Stuarts Eiland), bereitet.

Noch schützt den nackten Körper dieser Menschen kein Gewebe, sondern nur die Thierhaut, noch besitzen sie keine andere Waffe als Speer, Beil und Messer aus Stein, mit deren Schliff sie sich Jahre und Generationen lang beschäftigten, auch sind es nur eigens geformte Steine, welche die Schleuder zum Mordinstrument machen.

Eine Auswahl derselben folgt dem Verstorbenen in die dunkle Höhle.

Eine Reibschale, gleichfalls aus Stein, befindet sich links auf dem Steinblocke, wahrscheinlich um einige öl-, stärke- und zuckerhaltige Pflanzentheile damit zu zerquetschen und sich daraus ein Getränk zu bereiten, dessen man sich bei festlichen Ereignissen bediente.

Die Haltung der Versammelten ist der Veranlassung entsprechend ernst. Das Bedürfniss der Erhaltung des Lebens und des Schutzes nach Aussen hat sie bereits zu einer Gesellschaft verknüpft. Stammesgleichheit ist überall ersichtlich, sowie es an einem Mittelpunkt nicht fehlt, um den sich Alle in patriarchalischer Abhängigkeit vereinigen.

Gesichtsbildung, Farbe und Haare deuten auf indo-germanischen Ursprung. Ihre Sprache dürfte wohl einem der von der Wissenschaft geforderten Hauptzweige jenes Sprachstammes angehört haben.

Hinter den Leidtragenden, denen der Schmerz Thränen erpresst, bemerken wir noch einen durch sein ehrwürdiges Antlitz ausgezeichneten Greis. Er scheint der Vermittler des Irdischen mit dem Ueberirdischen zu sein, von dem in diesem Volke schon dunkle Ahnungen emportauchen.

(Beide Bilder Selleny's in Oel sind von gleicher Grösse, 30" und 22.5", und im Privatbesitz des Verfassers.)